
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 230 Bromberg, den 6. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(7. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Bruce eines Nachmittags in Dulverton Road einbog, sah er einen Möbelwagen vor Nummer 25 stehen. Seine Überraschung steigerte sich noch, als er, an der Tür angelangt, einen Mann herauskommen sah, der auf dem Rücken ein Sofa heraustrug, jenes, das Bruces Wohnzimmer zierte.

„Was soll das heißen?" fragte er den Mann. „Was tun Sie mit meinem Sofa?"

„Was das heißen soll, Herr? Eine Pleite. Bitte gehen Sie mir aus dem Wege."

„Eine Pleite? Wovon sprechen Sie?"

„Von einem protestierten Wechsel. Gehen Sie hinein; drinnen wird man Ihnen wohl mehr sagen können."

„Setzen Sie das Sofa sofort nieder, oder noch besser, tragen Sie es dahin zurück, wo Sie es hergenommen haben."

„Hören Sie, Herr, ich weiß nicht, wer Sie sind, aber ich kann Ihnen sagen, daß die Sache in Ordnung geht. Entweder ich kriege das Geld, oder ich nehme die Möbel. Das ist mein Auftrag."

„Sie sollen Ihr Geld haben. Tragen Sie das Sofa ruhig hinein."

In der Diele kam ihm Mrs. Ludlow händeringend entgegen.

„Mr. Smithers, endlich ist es doch gekommen! Ich habe versucht, es zu verhindern, aber es ging nicht mehr."

„Wollen Sie mir nicht sagen, Mrs. Ludlow, was das alles bedeutet?"

„Ich habe Judson, dem Geldverleiher, für ein Darlehen von fünfundsiebzig Pfund meine Möbel verpfändet. Die Summe ist voll zurückbezahlt, aber er behauptet, ich sei ihm an Kosten und Zinsen noch mehr schuldig, als er mir geborgt hat."

„Genau 127 Pfund 10 Schilling ist es", ließ sich der Möbelmann von der Tür her vernehmen. „Sie können es mir glauben. Mr. Judson irrt sich in solchen Dingen nie."

„Ich sagte Ihnen schon, daß Sie das Geld bekommen werden. Bringen Sie aber erst alles wieder zurück."

„Entschuldigen, Herr, aber ich möchte, bevor ich die Sachen wieder auf den Buckel nehme, erst Kasse sehen."

Bruce entnahm seiner Dokumententasche ein Bündel Banknoten und zählte die verlangte Summe auf.

„Hier haben Sie", sagte er. „Und nun sehen Sie zu, daß alles in einer halben Stunde wieder auf seinem Platz steht."

Der Mann ging kopfschüttelnd hinaus. Mrs. Ludlow war von Gefühlen überwältigt, die eine Mischung von Dankbarkeit und Scham waren.

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Mr. Smithers", sagte sie. „Ich war schon vollkommen verzweifelt. Sie sind mein Schutzengel gewesen vom ersten Augenblick an."

„Darüber werden wir später reden. Inzwischen möchte ich, wenn es Ihnen recht ist, ein paar Minuten mit Netta sprechen."

Das junge Mädchen trat ihm mit bleichen Wangen und weit aufgerissenen Augen entgegen.

„Netta, warum haben Sie mir nicht schon früher etwas davon gesagt. Sie wußten doch, daß ich Ihnen sofort helfen würde."

„Ich wußte es, aber ich habe mir gedacht, daß Theodor doch noch etwas für uns tun würde. Solange diese Hoffnung bestand, wollte ich mich nicht an einen Fremden wenden."

„Ich bin kein Fremder."

„Sie sind ein guter Freund, der beste, den wir haben, aber doch ein Fremder."

„Eben darüber wollte ich mit Ihnen sprechen, Netta. Haben Sie denn noch nicht bemerkt, was Sie mir sind? Sie sind doch sonst zu jedermann ehrlich. Wissen Sie nicht, daß ich Sie sehr lieb habe?"

„Ich weiß, daß Sie mich gern leiden mögen, vermute es wenigstens, sonst würden Sie nicht so gut zu mir sein."

„Leiden mögen! Gut zu Ihnen! Bitte, gebrauchen Sie keine solchen Worte. Ich wollte jetzt noch nicht sprechen, aber die Ereignisse drängen mich dazu. Antworten Sie mir, Netta, wollen Sie meine Frau werden?"

Sie sah ihm voll in die Augen, ohne mit einer Wimper zu zucken, ihre Wangen waren jedoch flammend rot.

„So reden Sie doch. Wollen Sie?"

„Seien Sie nicht so heftig. Mir wird angst und bange, wenn Sie mich so ansehen. Ich werde es mir überlegen."

„Es gibt hier nichts zu überlegen."

„Doch, allerhand. Ich bin ein Niemand, und nicht viel besser als eine Bettlerin; selbst das Dach über meinem Kopf verdanke ich Ihrer Mildtätigkeit, — während Sie ein großer und reicher Herr sind."

„Was den großen Herrn anbelangt — Unsinn! Das mit dem Reichtum stimmt schon eher. Wissen Sie, daß man uns bereits eine Million Pfund für den Rodway-Akkumulator geboten hat?"

„Eine Million Pfund!"

„Die wir zurückgewiesen haben. Bald wird man uns zehn anbieten. Und das alles verdanke ich Ihnen."

„Mir? Das verstehe ich nicht."

„Wenn Sie wüßten, was es für mich bedeutete, als Sie mir in Ihrem Hause ein Obdach gewährten."

„Wir haben Ihnen zwei Zimmer vermietet, das ist alles."

„Nein, ich sprach ausdrücklich von einem Obdach. Vielleicht werden Sie das einmal verstehen. Durch Sie lernte ich Rodway kennen. Sie sind also in direkter Linie die Urheberin meines Reichtums. Das Mindeste, was ich als Gegenleistung tun kann, ist, Sie zu meiner Frau zu machen. Wollen Sie?"

„Ich möchte ganz gerne."

„Da ich es noch viel lieber möchte, ist die Sache erledigt."

Anscheinend werde ich es mit einem recht herrischen Ehegemahl zu tun haben."

Einige Zeit später sagte sie:

„Ich war schon immer neugierig, wie es ist, von einem bärtigen Mann geküßt zu werden?"
„Nun? Und was ist deine Meinung?"
„Nicht schlecht, aber ohne Bart wären mir deine Küsse vielleicht noch lieber."
„Schön, in einer Stunde bin ich beim Friseur, und in zwei werde ich mich dir glattrasiert vorstellen."
Eine weitere Pause folgte, in der Netta Gelegenheit hatte, ihre eben geäußerte Meinung auf eine weitere Probe zu stellen.
Plötzlich hörten sie, wie jemand einen Schlüssel in die Eingangstür steckte. „Das ist Mr. Rodway — was wird der dazu sagen!" rief Netta.
„Soll das heißen, daß —:"
Sie nickte. Plötzliche Erleuchtung kam über ihn. „Welch Esel war ich, daß ich nicht schon von selbst darauf gekommen bin. Ich hoffe, es wird ihn nicht zu hart treffen."
Als Rodway in der offenen Tür erschien, hatte sein Partner den Arm um die Taille des jungen Mädchens gelegt.
„Ben, du bist gerade zur rechten Zeit gekommen. Netta hat mir eben versprochen, meine Frau zu werden."
Rodway sank matt in einen Stuhl.
„Und das nennst du zur rechten Zeit? Ich bin hierher geeilt, um selbst um sie anzuhalten."
„Das tut mir furchtbar leid, lieber Junge. Wenn du mir nur ein Wort davon gesagt hättest, würde ich dir den Vortritt gelassen haben."
Ein kurzes Schweigen folgte. Rodway sah starr vor sich hin.
„Wann soll die Sache vonstatten gehen?" fragte er sodann.
„Dumme Frage", erwiderte Netta, „wo ich doch bisher noch nichts davon gewußt habe. In einem Jahre oder zwei werden wir darüber reden."
„Die Hochzeit wird in einer Woche stattfinden, lieber Ben, spätestens in einem Monat."
„Offenbar soll ich kein Stimmrecht in der Sache haben?" bemerkte Netta.
„Doch, ich werde sagen, an dem und dem Tag heiraten wir, und deine Stimme wird antworten: das ist mir recht. Das ist dein Stimmrecht. Übrigens, ich beabsichtige, einen Landsitz zu kaufen."
„Was nennst du einen Landsitz?"
„Ich habe gehört, daß Dene-Park zu verkaufen ist, ein Gut, das einstens einer Familie Foster gehörte und bei Birchester liegt. Es besteht aus einem großen Herrenhaus mit Park und allem, was dazu gehört."
Diese Worte schienen in Rodway eine Erinnerung wachzurufen.
„Dene-Park?" fragte er, „Familie Foster? Birchester? Davon muß ich schon gehört haben. Hängt die Sache nicht mit einer Gerichtsverhandlung zusammen, die sich vor etlichen Jahren abgespielt hat, und in der ein Rechtsanwalt eine traurige Rolle spielte?"
„Möglich. Aber das macht mir nichts aus, wenn mir der Besitz zusagt."
Dämmerung war inzwischen hereingebrochen. Die jungen Leute hatten vergessen, das Licht anzuzünden, und das Zimmer lag im Dunkeln. Plötzlich wandten sich ihre Gesichter dem Fenster zu. Rodway war der erste, der sprach:
„Da ist der Pfeifer schon wieder! Und dieselbe Melodie. Ich habe ihn in der Zwischenzeit mehrere Male gehört, konnte ihn aber nie erwischen."
„Auch ich", bemerkte Netta.
„Eine unheimliche Sache. Man glaubt, er sei so nah, daß man ihn mit den Händen greifen könnte, und doch sieht man ihn nie. Bist du sicher, Smithers, daß es nicht ein Geist ist, der dir ein Signal gibt?"
„Nicht, daß ich wüßte."
Netta hatte plötzlich einen Einfall.
„Vielleicht ist es ein Vogel, der auf die Melodie dressiert ist. Die Stimme hat etwas vogelartiges an sich."
„Auch mir ist der Gedanke schon gekommen", bemerkte Rodway. „Einem Dompfaff kann man solche Dinge beibringen. Vielleicht hat jemand in der Nachbarschaft einen."
„Nein, ich habe bereits herumgefragt."
„Dann ist es mir ein Rätsel, außer wenn es sich um einen Trick einer Sprechmaschine handelt."

*

Bruce fuhr nach Birchester, um Dene-Park zu besichtigen. Unterwegs las er eine Zeitung. Diese enthielt einen Artikel, der ihn lebhaft interessierte. Es war ein Bericht über die Taufe des Sohnes und Erben von Gairloch, Lord Alex Bruce.
Am Schluß der weitschweifigen Ausführungen über die prunkvolle Feierlichkeit war zu lesen, daß die Taufe der zarten Gesundheit von Mutter und Kind halber solange aufgeschoben werden mußte. Aus irgend einem Grunde zog Bruce seine Augenbrauen zusammen, als er dies las.
Dann versank er in tiefes Nachdenken. Dabei fing er ganz unwillkürlich zu pfeifen an, anscheinend ohne zu bedenken, daß er nicht allein im Abteil war. In der entgegengesetzten Ecke saß ein anderer Reisender, dessen Anwesenheit Bruce bisher nicht beachtet hatte.
Es war ein Mann von riesigem Umfange. Seine Leibesfülle grenzte an das Krankhafte. Sein Hals war eine einzige Fettwulst, und darüber saß ein im Verhältnis viel zu kleiner Kopf. Dunkle, runde Augen glitzerten unter buschigen Brauen hervor. Er hatte einen kleinen Mund und eine komisch anmutende Stumpfnase. Gekleidet war er in einen hellgrauen Anzug, der die Rundungen seiner Gestalt noch unterstrich. Ein Hut gleicher Farbe lag über ihm im Gepäcknetz, und graue, schwedische Handschuhe bedeckten seine Hände.
Ohne recht zu wissen, wie es geschah, verfiel Bruce in die Melodie, die er so oft in Dulverton Road gehört hatte. Dies war es offenbar, was die Aufmerksamkeit seines Mitreisenden auf ihn zog. Der Mann lauschte in höchster Überraschung jeder Note, dann starrte er den Pfeifer an, als ob er seinen Augen nicht traute. Abermals pfiff Bruce die Melodie vor sich hin, und danach geschah etwas Unerwartetes. Der Mann im grauen Anzug nahm sie auf und wiederholte sie Note für Note. Dadurch wurde auch Bruce auf seinen Mitreisenden aufmerksam.
„Mein Pfeifen scheint Ihnen gefallen zu haben?" sagte er. „Was Sie pfiffen, glich meiner Melodie aufs Haar."
„Es war ein Echo darauf — und eine Antwort."
„Kennen Sie die Melodie?"
„Ganz genau."
„Woraus ist sie? Und wer ist der Komponist?"
Der dicke Mann zog seine Stirn in Falten.
„Die Melodie — wenn man sie so nenen darf — heißt: Der Ruf des Siegels, und der Komponist ist Robert Smithers."
Wenn diese Antwort Bruce überraschte, zeigte er es nicht. Er fuhr lediglich fort, den anderen lässig zu betrachten.
„Der Ruf des Siegels? Ein sonderbarer Titel. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Siegel jemanden ruft."
„Ein Siegel nicht, aber die acht Männer, denen es ein Symbol ihrer Vereinigung ist. Wenn einer von ihnen ein solches Siegel bricht, außer in Gegenwart der anderen, ist er dem Tode verfallen."
„Tatsächlich?" war alles, was Bruce antwortete. Dann nahm er seine Zeitung wieder auf, zum Zeichen, daß ihn die Unterredung nicht weiter interessierte.
Der Fremde starrte eine Weile auf das blaue Samtkissen in dem gegenüberliegenden Sitz, dann erhob er sich, durchquerte das Abteil und nahm Bruce gegenüber Platz.
„Gestatten Sie, daß ich Ihnen meine Karte überreiche."
Bruce nahm den kleinen Karton in die Hand und las laut, was darauf gedruckt war.
Mr. August Chaffing.
„Bedaure, aber ich glaube noch nicht das Vergnügen gehabt zu haben."
„Doch, Sie kennen mich. Darf ich um Ihre Karte bitten?"
„Es ist nicht meine Gewohnheit, mit Fremden Karten zu wechseln."
„Ich bin Ihnen kein Fremder, und auch Sie sind es mir nicht. Wir haben Sie schon seit langem gerufen."
„Mich gerufen? Wieso?"
„Sie pfiffen eben etwas, das niemand mit Ausnahme von Acht kennt."
„Wer sind Sie, Mr. Chaffing?"
„Das wissen Sie genau. Ich bin der Mann, der an der Spitze der Liste in dem kleinen Notizbuch steht, das Sie in dem Tresor Nr. 226 gefunden haben. Die anderen Namen sind Bill Hammick, Samuel Waterson, Gustav Kronberg, Philipp Fertum, Linkman und Sam Brown mit einem Fragezeichen dahinter."

„Das ist ein unerwartetes Vergnügen."

Bruce lachte. Auch das Gesicht seines Gegenübers legte sich in Falten, von denen jede einzelne ein Lächeln auszudrücken schien.

„Ganz meinerseits. Sie werden jedoch finden, daß in Dingen, die die Acht betreffen, das Unerwartete gewöhnlich Ereignis wird. Und nun sagen Sie mir, wer Sie sind."

„Ich bin Robert Smithers."

„Das ist eine Lüge. Sie sehen nicht aus, als ob Sie gewohnt wären, sich hinter Lügen zu verstecken. Sagen Sie mir offen, wer Sie sind."

„Woher wissen Sie, daß ich nicht Robert Smithers bin?"

„Woher ich das weiß? Weil Robert Smithers auf dem Friedhof des Gefängnisses von Canterstone begraben liegt."

(Fortsetzung folgt.)

Gwen entdeckt ihr Herz.

Heitere Skizze von Susanne Tornwaldt.

Die Geschichte mit Gwendolin beginnt in einem kleinen sechseckigen englischen Speisezimmer. Auf dem Tisch, zwischen dreiarmigen Leuchtern und Silber und Chippendale standen honigsüßduftende, pastellfarbige Bohnenblüten. Die Lichter flackerten ein wenig, als der Diener den Dessertwein reichte, und in Gwendolins Haar tanzten kupferne Funken.

„Be a good girl, Gwen, — sei'n Sie schon verständig und lassen Sie die Jagd morgen, Gwen —", sagte Gwendolins Vetter Bill eindringlich und ernsthaft. Er wurde beinah ein wenig sentimental, der große blonde englische Mann mit seinem eckigen Gesicht. Aber Gwendolin — deutscher Vater, englische Mutter, also mit seelischen Regungen beider Nationen begabt, war durch Sentimentalität von keiner Seite her behindert, ihrer eigenen Ansicht nach. Gwendolin, kühl und glücklich, fand ihre englischen Vettern riesig nett und englisches Landleben außergewöhnlich, unbeschadet einer ruhigen Gelassenheit Bills hübscher Anbetung gegenüber.

„Sei'n Sie vernünftig!" wiederholte Bill. „Es ist ein blödsinniges Gelände! Es ist glitschig, und wir reiten ein tolles Tempo hinter der Meute, und Sie sind noch nie hinterm Fuchs geritten . . .", er wurde geradezu beredt, der wortkarge Bill. Aber Gwendolin machte ihr liebenswürdig eisernes Gesicht, und ihr Bruder Carol klopfte Bill auf die Schulter: „Strapapiere dich nicht, mein Junge, sie hat kein Herz, dieses Mädchen, aber sie hat Schneid!"

Gwendolin nickte befriedigt. Sie fand es bequem, kein Herz zu haben. Alles wurde dadurch erleichtert. Hier zum Beispiel: Hätte sie ein Herz gehabt, dann wäre es durch Bills Flehen gerührt worden, und sie wäre um die Jagd — und um „Big Ben" gekommen. „Schön und gut, Bill", sagte sie wohlwollend, „und nun erzählen Sie weiter von Ihren Jagden in den Shires. Die Provinzjagd lerne ich dann morgen kennen."

Gwendolin nämlich hatte diesem Vetter zweiten Grades, Bill Lanzelot, zugesehen, wie er „Big Ben" ritt, und seitdem quälte der Ehrgeiz sie, auf diesem Pferd die Jagd in Elcombe Park zu reiten. Nun, „Big Ben" hatte Launen wie ein Filmstar und konnte springen wie eine Antilope. Unter Bill, der es verstand, seine ruhige Seele auf irgendeine geheimnisvolle Weise seinen Pferden zu übertragen, vergaß sie ihre Launen und behielt ausschließlich die Antilopeneigenschaft. Bill aber liebte „Big Ben" seit geraumer Zeit und seine kleine deutsche Base neuerdings. Er sah kein Heil in dieser Verbindung und keinen Ausweg aus dem Zwiespalt eines leichtsinnig gegebenen Versprechens, zu dem er sich Gwens graugrünen Augen gegenüber hatte verleiten lassen.

„Also ich bekomme morgen Big Ben!" sagte Gwendolin abschließend, ehe sie sich etwas verspätet ins Wohnzimmer zum Bridge begab. Bill aber und der Bruder Carol schmiedeten bei allein=männlichem Whiskysoda einen Plan . . .

„Er kommt!" sagte Bill kurz und zufrieden, während er den Telephonhörer anhängte. — Bald darauf schoß ein langer niedriger roter Wagen die Chaussee von Elcombe Park entlang, flog mit zwei grellen, hüpfenden Scheinwerfern daher und hupte dreimal vor der Einfahrt. „Hallo, Frank, alter Sohn", sagte Bill zufrieden. Und dann wurde dieser zweite Vetter, Frank, in das Komplott gezogen und bekam den Auftrag, Gwendolin heimtückisch auf das Gut seiner Schwester Audrey zu entführen — also, daß sie am folgenden Vormittag wohl in Zorn, aber niemals zur rechten Zeit zur Jagd nach Elcombe Park geraten könne. „Denn siehst du, es ist ein Unsinn", versicherte Bill, „die Jagd ist zu schwer, und dann will sie auch noch Big Ben reiten!"

Gwen fand es reizend von Franks Mutter, daß sie vorsorglich darauf bedacht war, ihr die nötige Nachtruhe zu verschaffen und andern Tages den Anritt zu ersparen. „Aber Sie bringen Big Ben hinüber! Ihr Wort?" sagte sie mißtrauisch zu Bill. „Mein Wort!" erwiderte er scheinheilig. Dann stieg Gwendolin zu Frank in den roten Wagen.

Frank fuhr in dem gleichen Tempo an, in dem er gekommen war. Er verlangsamte es, angesichts im Dunkeln rasch wachsender Sympathie. Er fuhr nach einer halben Stunde wie ein Taxi im Volksgedränge. „Lieber Himmel", sagte Gwendolin, „wollen Sie auf der Chaussee übernachten?" Da machte Frank einen Bogen, mißachtete Freundschaft und Komplott, trat auf den Gashebel und fuhr mit einer Geschwindigkeit nach Elcombe Park, der Gwendolins höchstes Entzücken erregte und leider dazu angetan war, ihrer Begeisterung über Vetter Bill Konkurrenz zu machen. Noch abends am Kamin verriet Frank an Gwendolin den verruchten Plan, sie lachten sehr, und Gwen wurde das beste Pferd aus dem Elcomber Stall und eine unbedingte Überraschung Bills zugesagt.

Andern Morgens freundete Gwendolin sich mit ihrem irischen Schimmel an und war bei den Hunden. Beim Treffpunkt um elf Uhr war sie nicht. Wahrhaftig. Bill machte große Augen, als die Hunde eben in die erste Deckung geworfen wurden, und unter allen den Rotröcken des männlichen Jagdfeldes plötzlich Gwendolins schwarzer Reitdreß neben ihm auftauchte. „Wie geht's Ihnen, mein Liebling?" fragte sie lachend und ziemlich gerührt über Bills Gesicht (er bemühte sich darum, gleichgültig auszusehen), „zu nett, daß Sie Big Ben mitgebracht haben!" (Bill saß selbst darauf.)

Seitwärts schoß wie ein rostiger Streif der Fuchs aus dem Ginster und enthob Bill der Antwort. Im Busch gaben die Hunde Laut. Drängend, geballt, eifersüchtig an der Fährte, setzten die ersten fünf Koppeln heraus. Die übrige Meute schob nach. „Big Ben" führte, dicht hinter den Hunden. Gwen folgte. Im Augenblick faßte das Leben sich zusammen in einen dampfenden Pferdehals — herbstbraune Knicks, die man überflog, um auf der anderen Seite Weideland von unbemeßbarer Ausdehnung zu überqueren — in einen Knäuel schwarzrotweißer Klexe, vor dem in gewissem Abstand hier und da der rostige Streif in heißen Nöten aus der nassen Heide auftauchte, klug auf Mauern entlangstrich, ehe er sich hinüberwarf, durch spiegelnde Dränagegräben schwamm — um sein Leben lief. Es war eine Zeitspanne besinnungslosen Glücks hinter dem hellen Geläut der Hunde, hinter „Big Ben" — flirrende Gegenstände zu den Seiten — Bäume, eine Scheune, kleines dichtverwachsenes Wäldchen —. Es gab einen Halt: der Fuchs hatte sich hineingedrückt.

„Nun wird er irgendwo einfahren und sich retten!" Gwen war außer Atem und in seliger Spannung. „Hallo", lachte Frank, „was denken Sie von meinen Jagdleuten? Der rote Bursche findet keinen offenen Bau — sehen Sie — da haben die Hunde ihn hoch —."

Und wieder der dampfende Pferdehals, wieder Wiesen und zahlreiche Koppelricks und sausender Wind um feuchte Schläfen . . .

Den Fuchs verließ die Kraft. Er begann sich mit kleinen Tricks zu helfen, machte Schleifen, duckte sich, ließ die Hunde näher. Gwens Erfahrungen bezogen sich auf Schleppjagden. Gwendolin hatte mit irgend welchen befremdlichen Regungen zu kämpfen. Der Fuchs drückte sich auf eine Hecke zu. Gwendolins bemächtigten sich verworrene Bilder von Reiterglück und Todesangst. Der Fuchs änderte unvermutet seine Richtung, wendete, glitt zurück an der Hecke entlang. Gwendolin paßte nicht auf. Die Hunde machten in raschem Nachdrängen kehrt — Bill riß „Big Ben" herum — Bill schrie etwas — Gwen ver=

paßte den Moment, landete um ein Haar in der Meute, wollte aus voller Fahrt durchparieren, machte einen Rumpler und schoß in hohem Bogen über den Pferdehals. Sie hatte einen sauberen Salto gemacht und fand sich soweit ganz heil neben der Hecke vor einer dicken altersschwachen Weide.

Ehe sie sich über die Lage noch ganz klar war, keuchte etwas neben ihr, und todmatt schob sich, dicht an ihr vorbei, der Fuchs. Er drückte sich in den hohlen Stamm. Er sah mit angstglimmenden Lichtern Gwendolin an. Gwendolin sah ihn wieder an, und wahrhaftig, sie war bleich und die graugrünen Augen zeigten einen seltsam feuchten Schimmer (Welcher Nation diese Gefühle waren ...?) Sie schob sich vor den Stamm und deckte den unglücklichen Fuchs mit ihrem Leibe, obwohl das nicht ungefährlich war, angesichts der begeisterten Hunde, die sich am Ziel glaubten.

Bill sah alles ein. Ihm war das Halali im Augenblick nicht so wichtig. Bill hatte Ideenverbindungen: „Denken Sie nachher daran, Gwen", er strahlte, — „Sie *haben* ein Herz!"

„Ja, ich glaube es auch, Bill", sagte Gwendolin und sah nachdenklich Frank entgegen, der eilig herankam, „wenn ich jetzt bloß wüßte, für wen ..."

Margata Meinders.

Skizze von **Ludwig Bäte**.

Die schwere, ernste Stadt Papenburg an der Ems, mutige Gründung Dietrichs von Velen, besaß noch im vergangenen Jahrhundert eine Segelschiffsflotte, welche die alte Erde bis in die letzten Ecken durchfuhr und zeitweise die Hamburgs wesentlich an Zahl und Bedeutung überstieg. Die Frauen pflegten, solange die Kinder noch nicht die Schule besuchten, ihre Männer zu begleiten, und so war es denn nicht weiter verwunderlich, daß 1890 Margata Meinders, damals eine sechsundzwanzigjährige junge Mutter, mit ihrer vierjährigen Tochter ihrem Manne auf den Dreimastschoner „Johanna" folgte, der bis Mauritius auch eine glückliche Fahrt hatte.

Das Schiff ging für kurze Zeit ins Albiondock der Hafenstadt Port Louis und übernahm dann eine Zuckerladung, leider nicht auf der offenen Reede, sondern in dem, wie sich später herausstellte, völlig verseuchten, fauligen Dock.

Am 14. Oktober fährt man fort, die Sonne glutet, aber der Wind ist günstig. Steuermann Heyen hat leichte Arbeit. Die Leute, dreizehn Mann, zum Teil Papenburger, zum Teil überall angeheuert, dösen auf Deck oder rekeln sich in den stickigen Kabinen. Manchmal steigt ein Gewitter auf, aber, es verweht im brennenden Glast über dem Indischen Ozean. Meer und Himmel sind bald nur noch eins.

Am siebenten Abend fühlt sich der Matrose Johnson nicht wohl; er hat fast vierzig Grad Fieber. Der Kapitän gibt ihm Chinin und steckt ihn in die Hängematte. Eine halbe Stunde später meldet sich Bahnes krank. Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich, sie haben aus dem Dock das mauritische Fieber, die Malaria, eingeschleppt! Jetzt heißt es: die Zähne zusammenbeißen und die Fäuste verschließen.

Am andern Mittag hat es den Koch Lövel gepackt. Dabei liegen bis Melbourne, wohin die Ladung bestimmt ist, noch zwei Monate Fahrt vor ihnen.

Frau Meinders kocht, und sie pflegt die Kranken. Es hilft nichts; Johnson stirbt. Als ihn der Schiffszimmermann eingenäht hat, rast der Sturm los. Man hilft sich, so gut es geht, obwohl auch die andern schon angefallen sind. Zu allem Unglück bricht auch der Kapitän zusammen. Aber er hält sich noch hoch; es steht zuviel auf dem Spiel.

Endlich befiehlt Heyen, dreihundert Sack Zucker zu versenken, da man kaum noch Herr über den zu stark bepackten Schoner ist. Margata Meinders hilft und löst den Steuermann ab, der, selbst schon todkrank, von Chinin nichts wissen will und sich mit Tran aus Schweinsfischfleisch zu kurieren hofft. Einer nach dem andern stirbt; am fünfzigsten Tage hat man sieben Tote. Nirgendwo ist ein Schiff zu sehen, das helfen könnte; dazu nehmen die Vorräte in der Medizinkiste bedenklich ab. Endlich sichtet man einen Dampfer; aber er ist zu weit entfernt, und Signale haben keinen Zweck. Jedes Zeichen verglüht in der kochenden Luft.

Nach zwei Tagen läuft man Freemantle an. Rüther und Plock kommen in der Quarantänestation wieder zu Kräften; die Hafenbehörden halten das verpestete Schiff an; man munkelt von Versenkung. Heimlich nimmt man sechs neue Leute an Bord, die billige Überfahrt suchen und nicht gerade viel zu verlieren haben. Heimlich bricht man auf.

Kapitän Meinders kommt nicht mehr durch. Als man ihn über die Reling läßt, steht seine Frau daneben, versteint, verhärtet, aber geladen mit erbittertem Willen, sein Schiff, sein Werk und sein Kind zu retten. Sie übernimmt das Kommando, die Rückkehr nach Freemantle wird abgelehnt; sie wagen die neue Fahrt. „God is myn Leidsman", sagt der Spruch der alten Papenburger Schiffergilde. Nach drei Wochen ist Melbourne gewonnen; die Kaufleute überreichen ein Diplom, der deutsche Konsul hilft, alles drängt sich mit Geld, Lebensmitteln und herzlich-freundlicher Fürsorge um sie. Der Norddeutsche Lloyd befördert Mutter und Kind auf seine Kosten zurück; die Welt hallt für Tage wider von Berichten über die tapfere Takt einer Frau, die einmal noch, ehe das Dampfschiff die Segelschiffahrt zerstört, für sie Rahen, Masten und Segel aufrauschen läßt.

Margata Meinders ist erst im letzten Winter in Papenburg gestorben, zwei der Matrosen leben noch; der eine wurde nach Baltimore verschlagen, der andere hat sich in der Heimat niedergelassen, die lange ihren alten Meereshunger aufgab, um wieder wie die Väter Moor zu graben und Torf zu stechen, bis ein neues Geschlecht herangewachsen ist, das aufs neue den Kampf mit dem Meere aufnimmt.



Bunte Chronik



Fernsehstation auf dem Eiffelturm.

Auf dem Eiffelturm in Paris soll eine Fernsehstation mit einer Wellenlänge und einer Reichweite eingerichtet werden, die es dem Publikum ermöglichen, in erheblich größerem Umfange davon Gebrauch zu machen, als das mit der bisherigen Eiffelturmstation möglich war, die seit April einmal die Woche eine Fernsehsendung darbietet. Die neue Station wird auf einer Welle von 7 Metern mit einem Raster von 180 Linien für jedes Bild arbeiten. Ihre Stärke wird 10 Kilowatt sein. Man nimmt an, daß der Empfang im ganzen Bezirk von Paris gut sein wird. Allerdings wird die neue Station erst in sechs Monaten in Betrieb genommen werden können.



Lustige Ecke





Immer Ruhe bewahren! „Was ist denn los, Koch?" „Ich wollte nur fragen, Kapitän, ob Sie das Ei gekocht oder gespiegelt haben wollen!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.